

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 134.

Mittwoch, 27. Mai.

1931.

„An alle!“ / 20 000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Siegfried schien seine Ansicht nicht ganz zu teilen. Er lächelte beinahe vernonnen. „O, es gibt auch sehr angenehme Ausländer.“

Dann verabschiedete er sich schnell, eben knatterte der Autobus heran, und der Andrang war groß.

Eingeklemmt stand Siegfried auf der hinteren Plattform. Die Mitfahrenden musterten ihn unwillig, mit schlecht verhohlenem Ärger wie einen rechtlosen Eindringling, sie empfanden sein Einsteigen offensichtlich als rücksichtslose Belästigung. Wer sich je zur Mittagszeit oder abends nach Büroschluß in einen vollgepfropften Bus hineingequetscht hat und nicht gerade mit Blindheit oder Taubheit geschlagen war, wird die wenig erquickliche Situation begreifen, in der sich Siegfried befand.

Eine alte Dame äußerte sich entrüstet über die „zunehmende Verrohung der Jugend“ und kam in seltsam verwirrten Gedankengang schließlich dahin, zu behaupten: die Republik wäre an allem schuld, — eine lavendelfarbene Blondine bohrte ihm bei jedem Anziehen des Motors die Spitze ihres Regenschirmes in die Hüfte, sein unterlegter, zeitungsliesender Vordermann, dessen martialische Schnauzbartenden rechts und links unterhalb der Ohren hervorlugten, trat ihm in regelmäßigen Abständen auf den Fuß, der Herr links neben ihm qualmte eine Zigarre von unbeschreiblich schlechter Qualität, der dicke Rauchschwaden entquollen.

Siegfried sah, hörte, spürte nichts von alledem. Er stierte über die Schulter vor ihm hinweg in das Zeitungsblatt, auf die unterstrichene Fettschrift: „Zwanzigtausend Mark Belohnung für die Ergreifung des Diebes aus dem Spenid-Hotel“. Er versuchte durch den gewinkelten Arm des Lesenden den kleingedruckten Text zu entziffern.

Die Erinnerung an das rote Plakat sprang plötzlich in ihm auf, um dessentwillen er fast überfahren worden wäre, an seinen Wunsch nach dem Abenteuer, an die Frau mit den schmalen Lippen im Treppenhause der Nr. 14, die gleichgültig an ihm vorbeigegangen war. Er rechnete aus, was man für zwanzigtausend Mark alles kaufen könnte, gütig und unerschöpflich schien ihm die Summe. Und im Zentralpunkt der Hoffnungen, Pläne und Lustschlösser stand die Fremde. Sie lag in sein Cabriolet — granatrost würde es sein wie ihr selbstharm Mund, — sie lächelte ihm zu und legte seine Orchideen in den Arm, deren Kaufpreis höher war, als seine monatliche Zimmermiete.

War es kein Wunder, daß Siegfried, in derlei Träumereien verstrickt, nicht merkte, wie die Hand des „Herrn von links“ blitzschnell in sein Jackett tauchte? — Er hätte wohl sowieso nichts sehen können, der Tabakrauch verdichtete sich momentelang zu undurchdringlichem Nebel, der in Lungen und Augen biß.

Siegfried nahm sich nicht einmal Zeit zu husten. Von Erregung und Witzbegier überwältigt, hob er, ohne es selbst zu wissen, den Oberarm seines Vordermannes in die Höhe, den Hohlraum zwischen Ellbogen

und Taille zu vergrößern und so bequemer lesen zu können.

Aber da wandte sich das zum Arm gehörende Ganze mit bibbernden Schnauzbartspitzen, einem dröhnenden: „Sie sind wohl verrückt geworden, Herr?“ und so heftigem Rud um, daß Siegfried auf den Zigarrenmann flog und zum zweitenmal an diesem Tage das unangenehme Gefühl hatte, mit voller Körper schwere auf den bekappten Zehenspitzen eines anderen zu landen. Seine Physiognomie hätte zur Illustration des geflügelten Wortes „aus den Wolken gefallen“ dienen können. Er küpfte mit verlegen gestotterter Entschuldigung den Hut nach links, einem Donnerwetter auch von dieser Seite vorzubeugen. Allein der so schmählich Getretene strahlte verbindlichste Liebenswürdigkeit: „Bitte sehr, macht gar nichts, man kann im Autobus noch schlimmeres Pech haben. Dann knöpfte er vorsorglich seinen Rock zu und bemühte sich, eilig den Wagen zu verlassen; ein Haltesignal ward sichtbar.

„Reizender Mensch“, Siegfrieds Hochachtung folgte ihm. Und als er an der nächsten Station ausstieg, konnte er es sich nicht verkneifen, dem Schnauzbart zuzurufen: „Sie können sich an anderen Leuten ein Beispiel nehmen!“ Er hätte es allerdings bestimmt nicht gewagt, wenn sich der Omnibus nicht gerade in Bewegung gesetzt hätte.

Die Erkundigung war schnell eingeholt.

Mittlerweile war es drei Uhr geworden. Siegfried hätte gar nicht nach der Uhr zu schauen brauchen, er taxierte die fortgeschrittene Stunde nach der innerlichen Leere, die prosaisch und unsentimental die Gegend erfüllte, die man gemeinhin als Magen zu bezeichnen pflegt, und die nach oft gehörter Expertise schmerzlicher und quälender sein soll als die Ödheit der beiden anderen Körperzentren, Herz und Hirn — kurz und gut, Siegfried hatte Hunger! Hunger wie ihn eben ein Fünfundzwanzigjähriger haben mußte, der von morgens auf den Beinen war, und der zum Frühstück eine Tasse schlechten Kaffees und zwei dürftige Butterbissen verzehrt hatte, die die Wirtin ihm laut Mietsvertrag allmorgendlich hereinshob.

So trat Siegfried Riese rasch entschlossen in das nächste Restaurant ein. In dem holzgetäfelten Raume, über dem eine angenehme Kühle lag, saßen nur noch vereinzelt Gäste an weiß gedeckten, blumengeschmückten Tischen. Er wählte nach der Karte ein Menü aus — sorgfältig Reichhaltigkeit, Schmackhaftigkeit und Preiswürdigkeit der aufgeführten Gerichte vergleichend und überschlagend —, und bestellte ein Glas Bier. Die Autofahrt durch die sommerlich-staubigen Straßen und der unerträgliche Zigarrenqualm seines Nachbarn hatten ihn durstig gemacht.

Wie kann ein Mensch solch malsitz gemeine Dinger rauchen, dachte er. Man lief durch diese üble Angelegenheit Gefahr, sich des Abscheus, der Wut, ja fast des Hasses seiner Mitmenschen auszusehen. Allein mit seiner höflichen Liebenswürdigkeit hatte der passende

Stänker in Siegfrieds Augen alles wettgemacht. Siegfried lächelte in verzeihender Nachsicht, als er sich jetzt seiner erinnerte. Mag sein, daß auch dieser Moment der Entspannung und die appetitliche Mahlzeit ihn verjöhlich stimmten. Man sagt nicht imsonst von einem besonders heiter gelaunten Menschen: „Der hat gut gefrühstückt“.

In seiner freudig-unbeschwerten Stimmung bestellte Siegfried noch eine Käseplatte hinterdrein, deren geschmackvolle Aufmachung seinen Gaumen gereizt hatte, als eine solche für einen anderen Gast vorbeigetragen wurde.

Nachdem er die aufgetischte Herrlichkeit bis auf das letzte Radieschen verspeist hatte, rüttelte ihn das Pflichtbewußtsein aus seiner behaglichen Selbstvergessenheit empor. Um vier Uhr begann seine Bürozeit!

Er winkte dem Kellner, langsam schlenderte der Bedienende heran.

„Sie hatten?“

Ein schreckensfärbtes Gesicht hatte der Gast mit geöffneten Lippen und so starren aufgerissenen Augen, als wäre ihnen urplötzlich ein Gespenst erschienen, und dann, Sekunden später das offenkundige seltsame Bestreben im Durchwühlen sämtlich vorhandener Jackett-, Westen- und Hosentaschen einen Schnelligkeitsrekord aufzustellen. Der Befragte verfolgte das eigenartige Gebahren des vor ihm Sitzenden mit dem impertinesten Blick eines Menschen, dessen Erfahrungssublimat sich mit Ben Affbas Ausspruch deckt: „Es ist alles schon einmal dagewesen“, und der innerhalb seines Berufes kaum durch irgend eine Variation von der allgemeinen Norm in Erstaunen zu bringen ist.

Siegfried fühlte diesen Blick, ohne aufzusehen, und Stirn und Handflächen wurden feucht von kaltem Schweiß, der aus allen Poren brach.

„Noch ein Dunkles!“, kommandierte er unter Aurbietung letzter verfügbarer Kraftreserven, von dem sehnlichen Verlangen beherrscht, seinen Beiniger wenigstens für Minuten zu entfernen. Er riß die Aktenmappe hoch, um darin — trotz logischer Auf- und Erfolgslosigkeit dieses Unterjagens — nach seiner Brieftasche zu fahnden. Wie um alles in der Welt sollte die da hineingeraten sein? — Aber Siegfried versie auf dieselbe Verzweiflungsidee wie das Gros seiner Erdengenossen, einen verlorenen Gegenstand in krampfhaft wachem Optimismus überall da zu suchen, wo er aller bestehenden Wahrscheinlichkeit nach, nie im Leben gefunden werden konnte.

„So etwas ist mir doch noch nie passiert!“, zitterten seine Lippen, und es klang unerklärlicherweise fast wie ein Vorwurf an das Schicksal, das fahrlässig versäumt hatte, ihm Gelegenheit zu geben, sich in derlei Situationen zu schulen. Mit einem Rest von Überlegung beschloß Siegfried zu Haus ein Verzeichnis — mit Gebrauchsanweisung — aller erdenklichen Lebenslagen zusammenzustellen, in die ein Mensch unverschuldeterweise geraten, und aus denen er sich helfen mußte. Der Gaunertrick mit der qualmenden Zigarre kam ihm plötzlich mit höhnischer Deutlichkeit zum Bewußtsein.

Der Mann mit dem magischen Zeitungsblatt, das seinen zweiten heutigen Unfall verursacht hatte. Seine Worte: „Sie können sich ein Beispiel nehmen“. Siegfried spürte eine Anwandlung, sich selbst zu ohrfeigen.

Da erschien der Kellner mit dem Dunklen, schob es vor seinen Platz, blieb abwartend stehen, zückte den Notizzblock und begann zu addieren.

„Ich will ja noch gar nicht zählen!“, schrie Siegfried, oder vielmehr kopflose Verzweiflung schrie aus ihm.

Der andere zückte die Schultern, steckte Block und Stift wieder ein und entfernte sich zögernd. Siegfried sah, wie er einen Herrn mit pomadisiertem Scheitel — den Geschäftsführer wohl — heranwinkte, mit ihm tuschelte, wie dieser sich unauffällig umwandte, ihn musterte, nickte.

Der Handlungsreisende Kiese bedauerte in diesem Augenblick die Seltenheit europäischer Erdbeben, die

absolute Unfähigkeit der Erdoberfläche, sich zu spalten, um einen Unglücklichen rettend zu verschlingen.

Und anstatt das Selbstverständliche zu tun und sich dem Geschäftsführer ruhig zu offenbaren, beging er die größte Dummheit, die er nur machen konnte, er stand auf und versuchte unbemerkt durch einen Hinterausgang das Lokal zu verlassen. Der Kellner wandte ihm gerade scheinbar uninteressiert den Rücken zu. Siegfried hatte jedoch nicht bedacht, daß seinem Tisch gegenüber ein Spiegel hing.

Er gelangte bis zur Tür, dann fühlte er sich festgehalten, seine überreizten Nerven versagten, an Stelle von Aufregung und Rebellion trat die Resignation, die sich ihrer Ohnmacht und besiegten Schwäche bewußt ist.

Lärm, Leute, Schupo — und ehe er sich's versah, stand er auf dem zuständigen Polizeirevier dem Kommissar gegenüber.

Zehprellerei!

Da Siegfrieds geklaute Brieftasche seine sämtlichen Papiere beherbergt hatte, war es ihm unmöglich, sich auszuweisen. Einzig die unbestreitbare, behördlich nicht zu konzedierende Tatsache seiner Geburt und seiner Existenz war vorhanden.

Siegfried verteidigte sich. Er sei ein anständiger Mensch, man habe ihm seine Brieftasche mit Geld und Ausweisen und seine Uhr auf dem Omnibus gestohlen.

Mit ironischem Lächeln quittierte der Kellner seine sprachlichen Bemühungen, steckte eine Hand in die Hosentasche und sagte leichthin, mit der stoischen Ruhe eines Menschen, der sich im Besitz von Macht und Recht glaubt, und der Hochmütigkeit eines Untergebenen, für den dieser Besitz kein alltäglicher ist:

„Das kennen wir!“

Siegfrieds Opposition raffte sich zum letzten Ansturm auf: „Gar nichts kennen Sie!“ schrie er, als wollte er nicht wenige, in engem Raum befindliche Personen, sondern eine tausendköpfige Volksmenge von seiner Rehabilitation in Kenntnis setzen. „Ich heiße Siegfried Kiese, wohne Altenturmstraße 33. Fragen Sie doch in der Woernerischen Buchhandlung nach, für die ich arbeite, dort ist mein Freund Hübner Geschäftsführer.“

Der verschwenderische Aufwand an Stimme sollte die Unfähigkeit, die Behauptungen ausweislich zu erheben, erheben und verhehle immerhin nicht eine gewisse Wirkung. Einer der betreffenden Beamten rief die betreffende Nummer an, erhielt den gewünschten Bescheid, und Siegfried wurde entlassen, nachdem man seine Aktenmappe als Sicherheit zurückbehalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zupfgeigenlied.

Zupfgeigen und Zimbel,
Rauscht Bivat und Tusch;
Wir folgen dem Wimmel
Durch Birken und Busch.
Als lustige Leute
Wir ziehen durchs Land;
Wir nehmen die Freude
Seut fest in die Hand.
Wer hat da gesungen
Auf lustiger Höh?
Wer kommt da gesprungen
Durch Blumen und Klee?
Flachshaariges Köpflein
Die Sonne umspinnt;
Es flattern zwei Zöpflein
Im kosen Wind.
O Wandern, o Wandern
Im fröhlichen Mai;
An mir und den andern —
Wie schnell flieats vorbei!
Und wenn auch nichts bliebe,
Als seliger Schein —
Es liebe die Liebe,
Das Lied und der Wein!

Rudolf Dieck.

Page Nr. 4.

Skizze von W. Müller-Gordon.

Hotelhalle. Vormittags elf Uhr.

Der Empfangschef geleitet einen neuen Gast zum Fahrstuhl. Der Portier ist am Telefon beschäftigt. Der Direktor sieht die zweite Post durch. Herr der Situation ist S. I. G. der Page.

S. I. G. heißt Seine künftige Hoheit. Situation heißt dagegen zunächst nichts, denn weit und breit nicht einmal die geringste Spur von einem Situationchen sichtbar. Gerade jetzt nicht.

„Page!“

Georg springt hin. „Gnädige Frau befehlen?“

„Gib mir ein Auto, aber gleich!“

„Sofort, gnädige Frau!“ Draußen steckt er zwei Finger in den Mund. Ein heulender Pfiff ertönt. Der Herr Portier würde zwar die Trillerpfeife genommen haben, aber da der Direktor mit seiner Post beschäftigt und auch sonst kein Vorgesetzter in der Nähe ist, so kann man mal einen richtigen Naturpfeiff in die Welt hinaus jagen.

Erfolg: innerhalb neun Sekunden ist eine Taxe vorgefahren.

Georg meldet: „Gnädige Frau, das Auto ist da.“

„Was, jetzt schon? Ich habe ja meinen Kaffee noch nicht ausgetrunken. Und dann muß ich auch noch eine Postkarte schreiben.“

„Page!“

„Bitte, Herr Doktor?“

„Wirst doch mal die Briefe in den Kasten. Aber fall' nicht hinterdrein.“

Der Herr Doktor ist guter Laune. Es muß ihm was erwidert werden. „Seit ich aus der Schule heraus bin, ist es mir noch nicht wieder passiert, in den Kasten zu fliegen, Herr Doktor.“

Der joviale Herr lacht. „Schlagfertiger Bengel! Hier hast Du eine Zigarette. Wann schmooßt du die?“

„Ich rauche nicht, Herr Doktor. Darf ich sie meinem Vater mitnehmen?“

„Da nimm zwei für deinen Familienschef!“

„Page!“

„Jawoll, Herr Portier!“

„Kannst du segeln?“

„Stundenlang; muß es gleich sein?“

„Geh' mal auf 30. Herr Adamson will was von Dir.“

In zwei Minuten ist Georg wieder da. „Herr Adamson ist erst heute früh nach Hause gekommen. Er behauptete, das eine Bein von seinem Stuhl wäre zu lang; ich sollte es kürzer sägen.“

„Ach nicht segeln, sondern sägen?“

Georg nickt. „Aber ich habe ihm gezeigt, daß jenes Stuhlbein nur auf einem von seinen Schuhen stand.“

„So. Weiter nichts?“

„Nein. Er sagte: „Mönsch, ... dann hätte ich ... doch bloß ... unter das kurze ... Bein den anderen ... Stiebel zu legen brauchen.““

„Page ... Page!!!“

„Gnädige Frau!“

„Wo ist das Auto? Vor dreiviertel Stunden hast du behauptet, es stünde vor der Tür. Wo ist es? Nichts ist — Und wo habe ich meinen Schirm? Sieh schnell auf meinem Zimmer nach!“

In dreiviertel Minuten ist Georg mit dem Schirm da.

Gnädige Frau sind schon verwirrt. Es war ja schönstes Wetter.

„Page!“

„Schnell den Blumenstrauß für mich nebenan aus dem Laden!“

„Gewiß, Herr Graf, sofort!“ Er stellt den Schirm in die Portierloge.

Nachher ist die Freude über das gräßliche Trinkgeld so groß, daß er den Schirm für ein paar Atemzüge vergißt. Vater hat morgen Geburtstag. Na, da soll was aufgefahren werden!

„Page, geh' frühstücken!“ sagt die Sekretärin. „Sie sind alle schon fertig.“

„Danke schön, Fräulein Heimann, ich fliege.“

Der Himmel bewölkt sich. Georg unterbricht sein Frühstück. Der Schirm steht noch in der Loge. Den muß er erst auf Zimmer 131 hinausschaffen! —

Schirm? ... „Wo ist der braune Damenschirm, Herr Portier?“

„Damenschirm? Das war doch ein Herrenschirm und zwar Herrn Professor Büchli seiner. Der hat ihn mitgenommen, als er vor fünf Minuten wegging.“

Georg ist versucht, einen Kriegstanz aufzuführen; aber da der Chef gerade aus seiner Türe tritt, so sagt der Page nur: „Aha, sehr wohl!“

Dann aber verschwindet er hinter einem großen Pfeiler und wälzt den einen zentnerschweren Gedanken: Himmel, was mache ich bloß, wenn die Frau Wallburg zurückkommt. Wo kriegen ich den Schirm her?

„Buon giorno, bambino, was träumst du?“

„Buon giorno, Signore Bosetti! Steht was zu Diensten?“

„Sein dir geswommen weg ein Fell?“

„Mir? — Oh ... nein, Signore Bosetti; aber ein Schirm.“

„Ah, un' ombrello? Zimmer lassen, nicht Rede wert; ich

aben viel Schirmer schwimmen laßt in meiner Leben. Dann du müssen einfach rad schlagen. Sie her, ... so! Kannst du das?“

Georg staunt. „Nein, Signore Bosetti, das kann ich nicht.“ „Was?“ schreit da der Meister-Akrobat in komischem Ernst, „du wollen eine Page sein, ein erstklassige Hotelpage und nicht wollen können rad schlagen?! — Ich dir saggen: wenn ich kommen um elf Uhr aus Varieté und du nicht rad schlagen, ich freilassieren dir! So, addio!“

Herr Professor Büchli kommt erst gegen Abend mit dem braunseidenen Damenschirm nach Hause. Es ist das erste Mal in seinem Leben, daß er einen Schirm zu viel besitzt. Natürlich muß er sich persönlich bei Frau Wallburg entschuldigen, sehr entschuldigen.

Aber Herr Professor, das macht ja gar nichts. Im Gegenteil, ich werde immer mit Vergnügen daran denken, daß ein so berühmter Mann ...“

Abends wird für beide Herrschaften an demselben Tisch gedeckt, den ein herrlicher Rosenstrauß zierte.

„Wo ist der Page?“ Georg erscheint.

„Bringe die beiden Telegramme weg“, sagt Frau Wallburg. „Und die 20 Mark sind für dich, daß du den Schirm unten hast stehen lassen.“

Georg faßt die Sache als einen für ihn recht peinlichen Scherz auf und streckt seinen Finger nach dem Geld aus. Der Professor kommt ihm zur Hilfe. Er tut dies, indem er gleichfalls in die Brieftasche greift. Erst dann dämmert Georg etwas ...

Als Signore Bosetti um elf nach Hause kommt, fragt er nur:

„Na, bambino mio?“ —

Georg begleitet ihn bis hinter den großen Pfeiler. Dann sieht er sich nach allen Seiten um und schlägt ein Rad, dreimal hintereinander. Denn anders läßt sich die Situation wirklich nicht ausdrücken.

Maitäfer im Juni.

Von Eubert.

Mein Kesse hatte mich gebeten, ihm zwei Maitäfer zu besorgen. Früher machten wir das selbst, aber die Zungens, die in der Großstadt leben, glauben jahrelang, Maitäfer seien aus Schokolade, bis sie eines Tages in der Schule lernen, daß diese Tiere wirklich leben. Und nun sollte ich also zwei Maitäfer besorgen. Wo bekommt man diese Tiere her? Sie finden sich angeblich im Laub von Laubbäumen, aber in den Städten vertreibt sie der Benzingeruch, und wer hätte heutzutage Zeit, wegen zwei Maitäfern ins Grüne zu fahren und tausend Bäume zu schütteln?

Also ging ich in den Zoologischen Garten, der ja für derlei zuständig ist. Dort werden angeblich alle seltenen Tiere aufbewahrt, und daß ein Maitäfer in der Großstadt ein seltenes Tier sei, wird niemand bestreiten. Als ich dem Pförtner mitgeteilt hatte, ich käme wegen einiger Maitäfer, nickte er nur stumm mit dem Kopf und führte mich zum Futtermeister.

„Ausgezeichnet“, sagte der, „wie viele haben Sie mitgebracht? Wir zahlen für den Zentner 14 Mark.“

Das müsse ein Irrtum sein, meinte ich, ich wollte keine Maitäfer bringen, sondern welche kaufen. Es brauchten ja nicht viele zu sein, vielleicht zwei oder drei. Aber da wurde der Mann richtig böse.

„Kaufen wollen Sie Maitäfer? Und ausgerechnet von uns? Wo wir die Tiere zentnerweise verfüttern und selber keine haben? Wo sollen wir außerdem Maitäfer herkriegen, jetzt im Mai, wo die Tiere doch erst im Juni kommen.“

„Ich dachte“, wagte ich einzuwenden, „daß Maitäfer im Mai zu haben seien. Sie hießen doch auch so.“

„Das ist kein Grund“, sagte der Futtermeister streng, „die Märzweilchen kommen doch auch erst im April. Nicht wahr? Na also.“

Ich war entlassen und habe nun die schwere Aufgabe, meinem Kessen beizubringen, daß Maitäfer, die nicht aus Schokolade sind, erst im Juni zu haben sein werden und deshalb Maitäfer heißen, weil man sie im Mai noch nicht bekommen kann.

Afrikanische Grußformen.

Von Waldemar Keller.

Die afrikanische Höflichkeit ist erstaunlich. Wenn sich zwei Europäer begegnen, so ziehen sie den Hut, und vielleicht schütteln sie sich die Hände. Aus der Begegnung zweier Neger, die sich kennen, wird eine Zeremonie. Manchmal eine recht seltsame. Aber nicht immer weichen die Grußformen der Neger bestreudend von den unseren ab. Die Hausas beispielsweise, ein Volk von sechs Millionen im nördlichen Nigeria, reichen sich zur Begrüßung auch die Hand — oder besser: die Hand des einen umklammert die des anderen, das britische „shake“ ist unbekannt. Einige Augenblicke wird diese Pose gewahrt, dann löst man die

Hände und berührt leicht die eigene Brust, zuweilen auch die Stirn. Dieser Wechsel von Handgeben und Brustberühren wiederholt sich dreimal. Beim Abschied folgt wieder die Berührung der Hände. Man darf wohl sagen, daß diese Art des Grusses sich durchaus in Formen hält, die wir verstehen können. Allerdings: wenn die Hausas sehr höflich sein wollen, knien die beiden Partner bei der Zeremonie, und das ist dann schon echt afrikanisch.

Die Angehörigen des Rupe-Volkes, auch in Nigeria, knien immer bei der Begrüßung. Sie berühren gegenseitig die Fingerspitzen, worauf jeder gegen die eigene Brust klatscht. Dies ist ein Zeichen der Ergebenheit und Freundschaft. Wenn ein Hausa oder Rupe einer Person begegnet, die höher steht als er selbst, legt er seine Sandalen ab, kniet, beugt das Haupt und verharrt in dieser Stellung, bis der andere vorbeigegangen ist. Der Höherstehende braucht nicht immer ein einheimischer Häuptling zu sein; auch der Schwiegervater und die Schwiegermutter werden so begrüßt.

Mann und Frau oder zwei Frauen geben sich niemals die Hand. Die Rupe-Frau grüßt folgendermaßen: sie geht an der zu grüßenden Person zwei Schritte vorbei, dann kniet sie nieder und reibt ihre Hände an den Oberarmen. Ist es eine Frau, die begrüßt wird, so nimmt diese dieselbe Zeremonie vor; ein Mann beantwortet den Gruß der Frau nur mit einem Kopfnicken. Bei den Swabies und einigen anderen Stämmen Nigerias ist eine besondere Form des Grusses für einheimische Häuptlinge oder Könige üblich. Vor jeder Häuptlingshütte steht ein Topf mit Asche. Bevor der Besucher eintritt, kniet er nieder und befreit Haupt und Schultern mit Asche. Er will damit seine Demut bezeugen.

Sehr groß ist die Zahl der Titel, mit denen die Neger hochstehende Personen bezeichnen. Ein einheimischer König wird „Vöue“ angeredet; ein Kronprinz, der niemals ein Sohn des regierenden Königs ist, sondern stets einem anderen Herrscherhaus angehört, hat den Titel „Eiserne Tür“ — das soll heißen: er kann nicht übergangen werden. Der Ministerpräsident, den jeder einheimische König hat, und der den Kronprinzen zum König trönt, kann viele Titel haben. Manchmal wird er „Elefant“ angeredet, andere Stämme haben für ihn die Bezeichnung „Kamel“, „Eiserner Pfahl“ oder „Elefantennagen“. Auch „Fledermausaugen“ ist gebräuchlich. Wenn also ein afrikanischer Ministerpräsident nach Europa käme, und es würde ihn einer „Kamel“ titulieren, so würde er sich hochgeehrt fühlen. Das Reyu-Volk hat mehr als 125 verschiedene Titelbezeichnungen und 15 verschiedene Arten der Begrüßung für die Rangklassen. Des Königs Frau ist nicht die Königin. Sonderbarerweise. Die Königin wird erwähnt von den Frauen des Dorfes, sie muß aber einem herrschenden Haus angehören. Die Bezeichnung für diese Königin ist „Sagi“, und man redet sie an mit der Formel: „Schlag den Speer mit einer Keule beiseite!“ Titel werden vom König verliehen, dem dafür eine jeweils festzusetzende Summe zu zahlen ist. Die Höhe dieser Summe richtet sich nach dem Vermögen des Titelpfängers.

Wenn sich zwei Neger treffen und die vorgeschriebene Grußzeremonie erledigt haben, beginnen sie ein stereotypes Gespräch. Das hört sich etwa so an: „Wie geht es dir?“ — „Gott sei Dank bin ich wohl.“ — „Bist du gut aus dem Bett gekommen?“ — „Ja, Gott sei Dank!“ — „Hast du gut geschlafen?“ — „Ja, Ehre sei dem Herrn!“ — „Wie geht es dir?“ — „Gut.“ — „Ist zu Hause alles wohl?“ — „Ja, sie sind alle wohl.“ — „Was gibt es Neues?“ — „Ich wüßte nichts.“ — „Ist zu Hause alles wohl?“ — „Wir sind alle wohl.“ — „Sind deine Kinder wohl?“ — „Ja, Gott sei Dank.“ — „Deine Frau?“ — „Auch.“ — „Nichts Neues?“ — „Nichts.“ — „Guten Morgen.“ — „Guten Morgen.“ — „Wie fühlst du dich bei diesem Wetter?“ — „Ich danke Gott.“ — „Bist du wohl?“ — „Ja, ich bin wohl.“ — „Wie geht es deinem Pferd?“ — „Danke.“ — „Hast du wirklich keine Neuigkeiten?“ — „Ich habe keine.“ So geht das noch eine Weile fort. Dann beginnt der, welcher bisher gefragt wurde, zu fragen. Nach demselben Schema. Erst wenn die formelle Begrüßung auf diese Weise beendet ist, darf man mit dem, was sich tatsächlich begeben hat, herausrücken. Erst dann beginnen die Klagen: daß ein Kindchen krank zu Hause liegt, daß das Pferd tot ist, daß die Frau gestorben ist, daß die Ernte ein Fehlschlag war. Mehr an Höflichkeit kann man wirklich nicht verlangen!

Ein Wildschwein wurde überfahren.

Von Mario Mohr.

Ein Wildschwein wurde überfahren. Ritten in Paris. Am hellen Tage. Nachmittags um fünf Uhr. Ein richtiges Wildschwein. Ganz in der Nähe der Hallen.

Das war einmal eine Sache für die Räßiggänger. Die Straße war schwarz von Menschen. Polizisten kamen im Sturmschritt gelaufen.

Es war über jeden Zweifel erhaben, daß es ein richtiges Wildschwein war. Ein ganz statlicher Eber. Und sofort waren

Leute da, die zwar schon größere geschossen hatten, aber doch zugeben mußten, daß es ein ganz respectables Tier war. Es war über jeden Zweifel erhaben, daß es von einem Auto überfahren worden war. Aber das Auto hatte sich aus dem Staub gemacht. Die Jagd begann. Es mußte ein statliches Auto sein. Ein Lastauto sicher. Denn von einer kleinen Rudelpinne sticht ein kapitaler Eber nicht sofort. Ein Rad war ihm über den Hals gegangen, man sah ganz deutlich die Spur und aus dem Maul troff Blut. Nicht viel. Aber immerhin, es war Blut.

Wo kam die Wildsau her? Es wurde kombiniert. Es wurde vorgeschlagen, an alle zoologischen Gärten der Umgegend zu telefonieren. Ein Mann schlug vor, lieber an die Zeitungen zu telefonieren. Für die Meldung bekäme man sicher etwas. Aber ein anderer hielt ihn davon ab. Er sei selbst Journalist und schreibe bereits einen lokalen Leitartikel. Wobei er zur Bekräftigung dieser Behauptung mit einem Notizbuch und einem Bleistift in der Luft herumfuchtelte. Zwei Schupos begannen den Verkehr umzuleiten.

Da geschah etwas Tolles. Ein Mann bahnte sich den Weg durch die Menge, kniete vor dem toten Tier nieder und begann es so zu legen, daß die Füße zusammenkamen. Interessiert starrte die Menge.

Plötzlich drehte sich der Mann um, riß mit einem Rad das Tier hoch, schüttelte es und zog damit ab.

Zuerst sagte niemand etwas. Auch die Schutzleute schauten sich nur erstaunt an. Dann schrie einer:

„Das ist aber doch die Höhe der Freiheit. Haltet den Dieb.“

Das zündete. Alles schrie: „Haltet den Dieb.“ Und man setzte dem frechen Räuber nach.

„Das wäre ein billiger Braten für den Kerl. Was, Mutter“, lachte ein zahnlückiger Alter.

Zwischent hatte man den Mann mit dem Eber eingeholt und zerrte ihm das Tier von der Schulter, die Schutzleute nahmen ihn in ihre Mitte. „Am hellen Tage überfahren? Eber fohlen, das wäre noch schöner.“

Der Mann schaute wie ein Idiot. Und dann fing er wie ein Idiot zu lachen an. Je mehr er lachte, desto zorniger wurde die Menge. Als sie handgreiflich werden wollte, hörte der Mann endlich zu lachen auf. Und erklärte, daß er Metzgerburche sei, daß sein Meister den toten Eber in den Hallen gekauft habe und er das Tier auf sein kleines Auto geladen habe, um es nach Haus zu fahren. Und da muß es dann irgendwo heruntergefallen sein, ohne daß er es gemerkt hatte.

„Aber Sie sehen doch ganz deutlich, daß der Eber überfahren wurde.“

„Herr“, sagte darauf der Metzgerburche bescheiden, „meinen Sie, daß man nur lebendige Eber überfahren kann?“

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Erholungsstätte. 4. Fluß in Thüringen. 7. Gestirn. 9. Fürwort. 11. Englische Insel. 12. Gebräuchliche Abkürzung für Sachsen. 13. Tierprodukt. 14. Fürwort. 17. Französischer Artikel. 18. Niederschlag. 21. Französischer Artikel. 22. Meereserscheinung. 24. Wind. 25. Gute Eigenschaft. — Senkrecht: 2. Spielfarte. 3. Kirchliches Gebäude. 4. Fluß. 5. Französischer Artikel. 6. Gewässer. 8. Artikel. 10. Teil des Baumes. 12. Schiffszubehör. 15. Englisches Bier. 16. Erdformation. 18. Getränk. 19. Amerikanischer männlicher Vorname. 20. Donaustadt. 22. Fragewort. 23. Umlaut.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 128: Waagerecht: 1. Mars. 4. Raro. 6. Sue. 7. Strand. 9. Sau. 10. Daar. 11. Zeit. — Senkrecht: 1. Maffa. 2. Ar. 3. Roja. 4. Kaffe. 5. Leder. 8. Ruhe.